

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 50.

Dienstag, 29. Februar.

1916.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

Anne-Marie schritt in halber Betäubung auf dem Bahnsteig auf und ab. Sie dachte nicht mehr daran, einen Zug zu besteigen und zu Webers zu fahren.

Da war es nun, das Furchtbare, das ihr Leben zu zerstören drohte. Dieser Doktor Schwarz war ein Abgesandter ihres Vaters, vielleicht gar ein Detektiv, ein Mensch, dazu außersehen, sie in des Fürsten Gewalt zu liefern, damit sie ihr Leben in Einsamkeit und unter ständiger Aufsicht verbringe. Und nur noch um Stunden, bestenfalls um Tage konnte es sich handeln, bis er seiner Sache ganz sicher war.

Ein Schauer überkam sie — nein, wenn kein Ausweg mehr blieb, dann wollte sie lieber ihr Leben von sich werfen, als es als Lebendigtote durch trostlose Jahre zu schleppen.

Aber noch gab sie sich nicht verloren, noch wollte sie kämpfen. Es war ja des Kampfes wert, dieses Leben, das ihr jetzt erst so recht lebenswert erschien. Das Bild Thomas Helleforts erschien vor ihrem geistigen Auge, und ihr Herz klopfte schmerzhaft stark.

Was er wohl denken würde, wenn sie so plötzlich verschwände, wenn er niemals hörte, was aus Fräulein Müller geworden? Und sie mußte an jenen tiefen Blick denken, mit dem er sie neulich bei ihrem letzten Zusammentreffen angesehen hatte.

Sie ahnete tief auf — ja, das Leben bot noch Glücksmöglichkeiten für sie hier in der Freiheit — diese Freiheit allein war ja schon Glück.

Wie eine Erleuchtung kam ihr plötzlich der Gedanke an Karl-Friedrich. Er war der einzige, der hier helfen konnte. Mit schnellem Schritt verließ sie den Bahnsteig. Sie erfragte das nächste Postamt und gab dort ein Telegramm an den Erbprinzen von Alburg-Wiesenheim auf:

„Bin in großer Gefahr. Brauche Deine Hilfe. Erwarte Dich morgen früh 8 Uhr 35 Bahnhof Friedrichstraße.“

Anne-Marie.

Anne-Marie ging schon seit acht Uhr morgens auf dem Bahnhof Friedrichstraße auf und ab. Es war ein kühler Vorfrühlingsmorgen und sie fror bis ins innerste Mark, mehr wohl noch vor Aufregung als vor Kälte. Ob Karl-Friedrich ihr Telegramm erhalten hatte und ob er wohl kommen würde? Es konnte ja auch sein, daß er gar nicht in seiner Garnison gewesen, und was sollte dann werden?

Der Zug fuhr brausend in die Halle — alle Sinne angespannt, in bebender Erwartung ließ Anne-Marie die Wagenfenster an sich vorbeigleiten. Da — ein leiser Freudenstöhnen entfuhr ihr, da blickte des Bruders geliebtes Gesicht blaß und gespannt aus einem Fenster der ersten Klasse.

Jetzt hatte er sie gesehen, läche Rote fuhr ihm bis unter die Stirn und kaum, daß der Zug hielt, war er ihm entflohen. Und dann hielten die Geschwister sich in den Armen, und während Anne-Maries Augen unaufhaltsam die Tränen entströmten, strich Karl-Friedrich ihr zärtlich beruhigend über Wange und Schulter, aber seine Augen waren ebenfalls feucht.

„Meine böse, alte Anne-Marie, was hast du mir für Kummer und Sorgen gemacht“, sagte er weich.

„Ach, Karl-Friedrich, wenn meine Sehnsucht nach dir, nach Christine nicht gewesen wäre, so wäre ich fast vollkommen glücklich hier gewesen. Jetzt gerade hat sich mein Leben so günstig gestaltet, ich habe einen Beruf, der mir Freude und Befriedigung gibt, liebe Freunde, und da muß nun jetzt dieser Doktor Schwarz hier auftauchen —“

„Doktor Schwarz — also hat er dich doch gefunden —“ Karl-Friedrich war blaß geworden.

„Ist er ein Abgesandter unseres Vaters? Ein Detektiv? Also hat mich meine Ahnung nicht betrogen — doch komm, Karl-Friedrich, die Leute werden schon aufmerksam. Nicht weit von hier ist eine kleine, feine Konditorei, um diese Zeit ganz leer, da können wir ungestört sprechen.“

Während die Geschwister Arm in Arm den Bahnhof verließen und in die Konditorei eintraten, folgte ihnen Doktor Schwarz in geringer Entfernung und ließ sich dann in dem gegenüberliegenden Bierlokal am Fenster nieder.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, es dauerte über zwei Stunden, bis das Paar wieder auf die Straße trat, der Herr ein Auto herbeiwinkte und sie dann gemeinsam einstiegen. In angeregter Entfernung folgte ihnen ein zweites Auto, in dem Herr Dr. Schwarz saß.

Die Ähnlichkeit des Erbprinzen mit seinem Vater war eine so große, daß Dr. Schwarz in ihm sofort den nahen Verwandten des Alburgischen Hauses erkannt hatte, aber die weiteren Zusammenhänge waren ihm ganz unklar. Nur daß Fräulein Müller wirklich Prinzessin Anne-Marie war, das wußte er jetzt. Auf jeden Fall mußte er eine Unterredung mit diesem Herrn, der wahrscheinlich der Erbprinz war, nachsuchen.

Aber er kam nicht dazu. Als er wenige Minuten nach dem jungen Paare in der Pension Medinger anlangte, teilte ihm der Portier sofort mit, daß der Bruder von Fräulein Müller angekommen sei und Herrn Dr. Schwarz hätte, ihn zwecks einer wichtigen Rücksprache im Salon der Pension aufzuwachen.

Da standen sich nun wenige Augenblicke später die beiden Männer gegenüber. Herr Dr. Schwarz verneigte sich tief.

„Ich habe Durchlaucht sofort an der Ähnlichkeit mit Ihrem Herrn Vater erkannt.“

„Ja, das war kein Kunststück, aber daß Sie meine unglückliche Schwägerin wirklich aufgefunden haben, das macht Ihnen Scharfsm alle Ehre.“ Der Erbprinz bot Dr. Schwarz lebenswürdig die Hand und forderte ihn zum Sitzen auf.

„Nun, wenn ich ehrlich sein soll, Durchlaucht, ganz sicher war ich meiner Sache erst, als ich Sie heute auf dem Bahnhof gesehen —“ der Erbprinz blickte überrascht auf — „immerhin hätte ich morgen eine Bestätigung meines Verdachtes in Händen gehalten, denn ich habe Ihren Herrn Vater um Übersendung einer

Biste mit den Namen der Hauslehrer und -Lehrerinnen, die je auf Schloß Wiesenheim gewesen sind, gebeten —
„Aha, und wenn der Name Heinrich Weber darauf gestanden hätte? —“

„So hätte ich den Beweis gehabt, allerdings. Was mir meine Nachforschungen so erschwert hat, ist das Fehlen einer guten Photographie, und dann — um ganz offen zu reden — ich konnte an Fräulein Müller absolut keine Spuren vorhandener oder beginnender Nervenkrankheit entdecken.“

Das Gesicht des Erbprinzen rötete sich vor Erregung: „Herr Dr. Schwarz, wir sprechen hier — Ehrenmann zu Ehrenmann — meine Schwester ist so wenig nervenkrank wie Sie und ich —“ und als der Detektiv überrascht aufblickte, fuhr er etwas verlegen fort: „das heißt, mein Vater befindet sich in gutem Glauben — für ihn war der Schritt Anne-Maries der Beweis der Anormalität. Weil ich anderer Überzeugung bin, weil alle Menschen, die hier mit meiner Schwester zusammengekommen sind, Professor Webers vor allen Dingen, bezeugen können und werden, daß Anne-Marie im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte ist, darum würde mein Vater mit einer versuchten Internierung Anne-Maries gerade das erreichen, was er vermeiden will: einen Skandal, der durch alle Zeitungen gehen würde, denn ich würde mich der Absicht meines Vaters mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln widersetzen.“

„Ja, aber —“ Dr. Schwarz wand sich verlegen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen, Sie führen einfach einen Auftrag aus — die Folgen sind nicht Ihre Sache. Gewiß, aber Herr Dr. Schwarz, wie ich vorhin schon betonte, ich bin der Überzeugung, einen Ehrenmann vor mir zu haben, und dem, denke ich, wird es widerstreben, eine unschuldige Frau unglücklich zu machen, ein Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn zu verursachen, einen Skandal anzurühren, den der Eigensinn, die Blindheit eines alternden Mannes nicht vor-aussieht.“ —

Herr Dr. Schwarz wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Gewiß, Durchlaucht, es widerstrebt mir aufs tiefste, gewissermaßen den Henker zu machen, jedoch was würde Ihr Herr Vater —“

„Sie teilen ihm einfach in angemessener Frist mit, daß es Ihnen unmöglich ist, Prinzessin Anne-Marie aufzufinden. Daß ich für jeden pekuniären Ausfall und Schaden aufkomme, den Sie erleiden, ist selbstverständlich. Und was die Inhaber des Bureaus Fuchs anbetrifft —“

Dr. Schwarz machte eine abwehrende Handbewegung. „Das ist das wenigste, ich bin selbst Mitinhaber.“

„Desto besser. Also sind Sie einverstanden, Herr Doktor? Erfüllen Sie meine Bitte?“

Karl-Friedrich streckte ihm mit einem gewinnenden Lächeln die Hand hin und Dr. Schwarz legte mit einem Seufzer die seine hinein: „Was bleibt mir anderes übrig, Durchlaucht?“

Der Erbprinz drückte seine Hand kräftig: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor“, sagte er bewegt, „meine Schwester und ich werden Ihnen Ihr Entgegenkommen nicht vergessen. Das Leben meiner Schwester war bis jetzt kein glückliches. Jetzt ist es ihr gelungen, es sich aus eigener Kraft zu ihrer Freude aufzubauen. Und wenn ich den Schritt meiner Schwester auch durchaus nicht unbedingt billige, wenn ich auch nicht ganz verstehe, wie sie mit ihrer Herkunft und Erziehung sich in einer bezahlten Stellung wohlfühlen kann — ich hätte doch nie den Mut, sie wieder durch Zwang diesem Leben zu entreißen. Warum soll schließlich nicht auch eine Prinzessin das Recht der Selbstbestimmung haben? Ich denke, Herr Doktor, das Bewußtsein, einen Menschen vor Unglück bewahrt zu haben, muß Ihnen doch auch etwas wert sein.“ —

In der Pension Medinger erregte es Aufsehen und Neugier, daß Fräulein Müller so plötzlich Besuch von ihrem Bruder bekommen, daß sie überhaupt einen so vornehm und elegant aussehenden Bruder besessen,

dem man den Offizier in Zivil sofort ansah und vor dem sie niemals gesprochen hatte.

Das Mittagessen wurde den Geschwistern allein, im Salon der Pension serviert, und Herr Kapellmeister Ohnesorge hatte beim Vorübergehen gesehen, daß sie sogar Sekt tranken.

Anne-Marie aber verlebte mit dem geliebten Bruder ein paar so glückliche Stunden, wie sie ihr seit Jahren nicht geworden. Seinem Wunsche, die Stellung bei Kommerzienrat Selterfort aufzugeben und von ihm die Mittel anzunehmen, ganz frei nur ihren Neigungen zu leben, konnte und wollte sie nicht willfahren, aber in eines willigte sie: daß er ihr die Einrichtung ihres kleinen zukünftigen Heims schenkte, damit sie bald schon das Pensionsleben aufgeben konnte.

Karl-Friedrich überlegte, ob er Anne-Marie gestehen sollte, daß er Christine Raupach liebe und um sie werben wolle, aber sein Glück kam ihm noch so unsicher, noch so in weiter Ferne liegend vor, daß er es unterließ. Wenn er seiner Sache sicher war, dann sollte Anne-Marie die erste sein, die davon erfuhr.

Am Nachmittag verbrachten die Geschwister einige schöne harmonische Stunden bei Webers in Böhlsdorf, und noch am Abend reiste Karl-Friedrich wieder ab.

Trotzdem außer Herrn Dr. Schwarz niemand in der Pension Medinger mit ihm gesprochen, hatte seine Anwesenheit doch bewirkt, daß Fräulein Müller ungemein in der Wertschätzung der anderen Pensionäre gestiegen war. — —

(Fortsetzung folgt.)



Wenn mit dem Menschen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander geh'n, wird er nie ein Vorwärts seh'n.
Karl Gester.

Bilder von der Front.

Von Kriegsberichterstatter Waldemar Bonsels.

Der Regen sloß in Strömen, wir waren bis auf die Haut durchnäßt und das Sattelzeug war schwarz und aufgeweicht. Die Pferde hingen die schönen Köpfe müde nieder, ihnen war schon seit lange kein rechter Unterstand mehr zu beschaffen gewesen. Vor einer kleinen, weißgeputzten Kirche, die die Russen erbaut hatten, war am Eingang eine Fahne mit dem roten Kreuz angebracht, eine Wache kauerte am Eingang, ein Ungar, der mich nicht verstand. Mein Begleiter mußte ins Stabsquartier, wir verabschiedeten uns, und ich betrat die Kirche. Sie war leer, bis auf eine Reihe von Strohlagern, ein deutscher Sanitäter erhob sich von den Senien, sah sich halb um und kam mir entgegen.

„Die Kolonne ist schon fort, der Hauptverbandplatz ist seit heute nacht in L. Wollen Sie den Arzt sprechen?“

Das Stroh lag voller verwundeter Russen, zwei von ihnen kämpften mit dem Tode, einer war gestorben. Ich mußte mich überwinden, zu bleiben, aber ich war fast erstarrt, und es begann zu dunkeln. Die Leute waren am Nachmittag von den Kampfplätzen in diese Kirche getragen worden, man wartete auf Fuhrwerke, um sie transportieren zu können, da der Ort wahrscheinlich in der Nacht geräumt werden sollte, und da hätte man sie den Jhnen überlassen. Sie waren sorgfältig verbunden, und ich überwand mein Gefühl der Beschämung vor ihrem Elend unter ihren ruhigen Augen. Was stimmt euch heiter und gesacht, dachte ich einen Augenblick, bis ich begriff, daß dies Leidenslager in geborgener Stille noch unter tausend Schmerzen als eine Wohltat galt.

Ein härtiger Krieger, dessen Verband durchblutet war, rot wie eine Fahne, lächelte mich an, seine großen Stiefel standen aus dem Stroh empor wie zwei Erdhäusen und sein großes Gesicht war über und über von seinem gelben Bart — und Haupthaar bedeckt. Aus dieser struppigen Wehr heraus lächelte ein Bauerngesicht von unbeschreiblicher Gütmütigkeit, zugleich er

löst und traurig, und ich sah im Geist die Gestalten Turgenjeffs in der Steppe, ich meinte ihre bedrückte Rede zu hören, ihre dunpfe Menschenaufriedenheit und ihr planloses Heimweh nach etwas Besserem, das sie nicht kannten.

Ich sprach, um nicht stumm zu sein, ein paar Worte, obgleich ich wußte, daß sie nicht verstanden wurden, aber ich sah, daß der verwundete Mann verstand, weshalb ich sprach. Er nickte, aber dann überwältigte ihn seine Schwäche und er schloß seine Augen. Die Lider waren gelb, wie Wachs.

Sein Nachbar war tot. Es war ein junger Mann von kräftigem Körperbau, der Tod mußte ihm bei guten und kühnen Gedanken begegnet sein, denn sein Angesicht war ernst und befriedigt. In seinen Zügen fand ich jenes erareifende Gemisch von äußerlicher Überwältigung und innerer Überwindung, das die Gesichter der Toten bisweilen aufweisen, als Spuren ihres letzten Kampfes und ihres ersten Friedens. Wenn nun die Deutschen dich begraben, dachte ich, so werden dasheim Stunden und Tage und Jahre verstreichen, in denen deine Mutter oder dein Weib in der schmerzlichen Krankheit der Ungewißheit dahinleben. Ich sehe sie, wie sie die spärlichen Briefe und Nachrichten lange noch mit heimlichen Erbeben empfangen, oder die Gestalten der fernen Wanderer prüfen, die auf ihr Dorf zukommen. Du kannst von deiner tiefen Ruhe nichts zu ihnen hinüberschicken, und sie suchen in Unruhe nach deiner Gestalt, die im Boden Galiziens zerfallen ist.

Das majestätische Grauen des Kriozes herrschte in der Stille der Kirche. Ein leises Stöhnen unschwebte ohne Aufhör die Heilandenbilder, wie Weihrauch. Die Batterien am bewaldeten Hang von S., von deren Feuerstellung ich kam, schrien mit der hereinbrechenden Nacht, und Larnopol atmete für eine kurze Herbstnacht auf. Als ich mich nach einer Weile über den Toten beugte, hörte ich, daß seine Uhr in der Tasche noch ging.

* * *

Es sind nicht immer die großen Ereignisse, die ans Herz greifen, vielmehr überwältigen sie uns oft nur zu bestimmungslosen Erschütterungen, aber an kleinen Dingen offenbart sich unserm Geist zuweilen die ganze Größe eines Geschehens.

Wohl haben hier draußen Tag und Nacht das Bezeichnende im Wechsel ihres Wesens verloren, denn der Geist der harten Tat bleibt stetig wach, aber doch ist dem Morgen jene erlösende Kraft eigen geblieben, die in der Überwältigenden Allmacht des hereinbrechenden Lichts liegt. Ein Pferdegedröhre, eine Trompete, ein Schellen oder Rachen und plötzlich wird das trübe Grau des Himmels freundlicher, die Gassenster der Nacht verschwinden und die Hoffnung erheitert die Sinne. Sterben? Sterben müssen wir alle einmal, aber war unsere Lebenskraft jemals so wichtig, so entscheidend, so das Unrecht aller? Sei willkommen, Morgenlicht, in der grausamen, harten Gemeinschaft der Männer. Wir liegen, wir Deutschen, gegen Rußland im Feld. Einmal wird doch Frieden, so oder so.

So lese ich in den festen, verdrossenen oder frohen Angsichtern, die die Einflüsse der Natur mit den Merkmalen ihres unerbittlichen Wesens gezeichnet hat. Aber die Meinung vieler, daß der Krieg verrotzt, ist unwahr. Er weitet die natürlichen Kräfte des Gemüts nach allen Seiten hin, im Harten wie im Empfänglichen und wirkt, wie alle entflammenden Leidenschaften, niemals einseitig. Weder das Gute in der Brust eines Menschen wird im Kriege böse, noch das Böse gut, sondern was einer vorher war, das ist er hier draußen erst recht und in verdoppelten Kräften. Ich begriff dies, und das wollte ich erzählen, in einer grauen Morgenstunde, als das Bataillon, das in unserm Ort zur Nacht Quartier genommen hatte, ausrückte und ich einen Mann beobachtete, der bei meinem Gange einen Augenblick im Schreiten innehielt, um ein Kind zu betrachten.

Das war ein kleines, schmutziges Wesen, wie sie hier zwischen Stall und Schwelle der armstüßigen Lehm-

Häuser oder am Rand der Straße überall umherlungern, vernachlässigt, schlecht ernährt und von fränklicher Gesichtsfarbe. Es sah da, am Zaun eines Vorgärtchens, in dem ein paar verwelkte Sonnenblumen zum trüben Himmel aufstarrten, in einem grauen Lumpenkleid, die nackten Füße im Wasser und einen Gegenstand zwischen den Händen, der sicher in seinen Augen großen Wert hatte, der aber nicht zu erkennen war. Seine von allem Elend der Welt unberührten Augen erstrahlten in einem Gluck, dessen reinen Glanz keine Nacht der Welt zu trüben vermochte, nicht die niedergebrannten Häuser der Nachbarn, nicht die verwüsteten Felder, noch die Tränenströme der Trauernden, die ihre Toten riefen. In unerschütterlichem, arglosen Gleichmut genoß dieses kleine Wesen, wie alle Kinder, den Frohsinn dieser Morgenstunde. Sein heiliges Unrecht an den Frieden der Welt ergriff mich, wie eine Offenbarung.

Da gewahrte ich, daß meine Empfindungen und Gedanken nicht von jenem Kind ausgingen, sondern vom Angesicht des Mannes vor mir, der es betrachtete. Er stand in der Haltung eines Vorüberstreichenden da, der plötzlich angehalten worden ist, und sein Gesicht wies jenes Gemisch von Abwehr und Nüchternheit auf, das man in den Zügen von Männern findet, die bewegt sind, ohne willens zu sein, einer weiteren Empfindung nachzugehen. Aber hier schien etwas ihn für einen Augenblick zu überwinden. Dies kleine Wesen mußte in seinem Herzen ein Tor der Erinnerung geöffnet haben, das seinen Blick aus der grauen, blutigen Welt des Menschenlebens in eine glücklichere und heitere Landschaft führte. Er stand und lächelte spärlich, in einer geringschätzigen Abwehr, die aber nichts als Furcht vor der Allmacht in seinem Herzen war, das wie unter den fernern Wohltaten der Heimat erzitterte.

Es war, als lägen in dem arglosen Daseinsglück dieses Kindes, in tiefen Gründen wie in einem Gleichnis, die Hoffnung der Heimat und das Unrecht an Frieden und Glück, das die Zukunft seines Volkes auch von seiner Kraft erlebte. (Zens. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Denkt der gefangenen Deutschen! Der „Deutsche Wille“ (Kunstwart) bildet eine Zeichnung mit einem „Gebete an die Nacht“ ab, das ihm von kriegsgefangenen Deutschen aus Marokko zugesandt wurde, und schreibt dazu: Das versteht anschaulicher als ein langer Aufsatz in die Stimmung unserer fernern Brüder. Es mag menschlich zu erklären sein, daß wir ihrer Leiden nicht so oft gedenken, daß wir ihnen nicht so ständig zu helfen suchen wie den Verwundeten dahier und den Kämpfenden an der Front — wir sehen und hören ja viel weniger von ihnen. Aber unrecht ist es doch. Helfen wir vor allem mit, ihren geistigen Hunger und Durst zu stillen! Darüber, wie man das am besten tun kann, schreibt uns Konteradmiral a. D. Schreiber in Kiel, der als Vorsitzender der „Hilfe für kriegsgefangene Deutsche in der Provinz Schleswig-Holstein“ gewiß auch zu weiteren Mitteilungen bereit ist: „Sendet Bücher, die in Feindesland keinen Anstoß erregen können — und zwar möglichst vor 1914 gedruckte. Hierzu gehören z. B. die deutschen Lesebücher unserer höheren Schulen, Schicht Lehrbücher und Wörterbücher deutscher Sprache, die am Orte des Gefangenens lagers gesprochen wird! Ferner alle Bücher, die geeignet sind, den Gefangenen in seinem Zivilberuf und in der allgemeinen Bildung zu fördern. Auch Bücher religiösen Inhalts. Ich bemerke, daß die Versendung in Paketen im allgemeinen zeitraubend ist und daß es verboten ist, den Paketen Briefe, Zeitungen, ungebundene Zeitschriften usw. beizulegen. Am besten eignet sich die Versendung in Briefform. Für Briefe an Kriegsgefangene ist keine Höchstgewichtsgrenze vorgeschrieben, nur müssen die Sendungen die Form von Briefen behalten und sich im Postbetrieb als solche behandeln lassen. Dies ist bei der Auswahl der Bücher zu beachten.“

Méziérs Luftkampf-Rezept. Die jüngsten Besuche unserer Zappeline über Paris, die Erfolge unserer Krieger im Felde und die Aufdeckung der Verlorenheit des französischen Flugs

wesens haben die sonst so unbedingt auf ihre Fähigkeiten vertrauenden Franzosen in ihrem Sicherheitsgefühl merklich erschüttert. Die Worte: Luftkampf, Organisation und Flugzeugwesen stehen an der Spitze aller Blätter, und die Erörterungen sind mit einer Hefigkeit im Gange, die durch einen Hagel mehr oder weniger unzufriedener Zuschriften aus dem Publikum noch gesteigert werden. Da man bisher keine Andeutung zum Guten zu schaffen vermochte, da auch die Entlassung des Unterstaatssekretärs des Flugzeugwesens René Besnard keine Lösung des Problems herbeizuführen vermochte, muß man sich mit der Zukunftsmut begnügen, die man aus den phantasievollen Äußerungen der bekannten Flugsachverständigen herauszuhören sucht. Die Erkenntnis, daß die einst in Frankreich unübertroffene Fliegerkunst heute hinter den Fliegerleistungen Deutschlands weit zurücksteht, wird auch in England bestätigt. Man spricht nicht mehr von einer Überflügelung der Deutschen im Reiche des Luftkampfes, sondern man wäre froh, es ihnen bloß gleichzutun. In dem Reigen sachverständiger Abhandlungen zur Abhilfe des gegenwärtigen Zustandes gibt nun auch Louis Blériot, der seinerzeitige erste Namensüberflieger, im „Petit Journal“ sein Luftkampf-Rezept zum Besten. Vor allem, meint Blériot, muß ein Rat sachverständiger Persönlichkeiten berufen werden, die sich auf den Bau eines bestimmten Flugzeugtyps einigen, der sämtlichen Anforderungen am meisten entspricht. Die unbedingtste Zusammenarbeit aller Faktoren ist dringender denn je. Bevor eine größere Menge von Flugzeugen der gleichen Konstruktion in Auftrag gegeben wird, muß — was bisher nicht geschah — einwandfrei festgestellt werden, ob Apparat und Motor völlig zueinander passen. Daher soll unter Aufsicht des Kriegsministeriums darauf gesehen werden, daß je ein Flugzeug- und ein Motorkonstrukteur zusammen arbeiten. Weiter wünscht Blériot, daß in den militärischen Fliegerschulen Zivilisten an Stelle der Fliegeroffiziere tätig sein sollten, da die letzteren als Lehrer oft versagt haben. Ferner sollte eine Schule für die höhere Flugkunst eingerichtet werden, in der man die jungen Piloten in die Geheimnisse der von Blériot und Pégoud erprobten Stabilitätskünste einführt. Die jetzigen Schulen in Frankreich achteten nur darauf, die Flieger so schnell als möglich notdürftig auszubilden. Doch die Qualität sei fast wichtiger als die Quantität. Man müsse den Typ des Fliegerakrobaten heranzüchten. Im Luftkampf sei ein akrobatischer Flieger dem Gegner stets überlegen, auch wenn dieser besser bewaffnet wäre. Heute würden die Militärflieger in Frankreich wie ein billiger Massenartikel fabriziert. Leider ließen daher die Fähigkeiten viel zu wünschen übrig, was um so bedenklicher wäre, als heute die persönlichen Fähigkeiten im Luftkampf noch immer fast wichtiger sind als die Maschine selbst. Ein Pilot wie Pégoud oder Garros (der eine fiel, der andere geriet in deutsche Gefangenschaft) sei mehr wert als 25 der gegenwärtigen französischen Durchschnittsflieger. Darum sei die Gründung einer Hochschule für Flieger unerlässlich. Und es müsse eine akrobatische Schule sein, die ganz anders arbeiten kann als das französische Kriegsministerium es bisher getan habe. Ein neuer Weg müsse eingeschlagen werden, zum Teil gegen die Gepflogenheiten der französischen Luftkampfbehörden.

Österreichische Eindrücke englischer Krankenschwestern. Die folgende Schilderung des Wiener Lebens zur Kriegszeit stammt von der Tochter des englischen Parlamentsmitgliedes Henry Chaplin, die als Krankenschwester den serbischen Auszug mitmachte, von den Österreichern nach Wien gebracht wurde und nach dort verletzter Wartezeit wieder nach England entlassen wurde. Schwester Chaplin und ihre Kriegsgesährtinnen sprechen sich in einem an hervorragender Stelle wiedergegebenen ausführlichen Artikel der „Daily Mail“ sehr lobend über die ihnen in Österreich zuteil gewordene Behandlung aus. „Auf der Reise von Semlin“, heißt es in dem Bericht, „kommen wir mit anderen Krankenschwestern aus Serbien zusammen. In Wien durfte ich mich sehr frei bewegen. Die österreichische Hauptstadt ist fröhlich und guten Mutes wie nur je, zweifelsohne viel lebensvoller als London; alle Theater spielen und sind gut besucht, das Gesellschaftsleben entwickelt sich wie im Frieden. Abgesehen von den vielen Soldaten, die man erblickt, von der in den Lokalen eingeführten Polizeistunde und einer Einschränkung des Wilschverkaufes merkt man kaum etwas, das an Krieg denken läßt. Die Preise in den Hotels sind nicht höher als im Frieden, und an Lebensmitteln ist kein Mangel. Die Neutralen, die ich in Wien sprach, waren mit ganz wenigen Ausnahmen der Ansicht, daß

die Alliierten nicht mehr einen richtigen Sieg erringen können.“ Eine andere englische Krankenschwester, Dr. Alice Hutchinston, schildert die österreichischen Soldaten: „Als wir in Serbien in die Hand der Österreicher kamen, wurden wir in ein Blockhaus geführt, in dem eine Menge Soldaten hausten. Sie gaben uns sofort von ihrer Brotration und behandelten uns in jeder Beziehung untadelig. Zu Weihnachten erlebten wir sehr hübsche Feiertage. Wir wurden auch stets so behandelt, daß man uns nach Möglichkeit vor peinlichen Empfindungen bewahrte. Man sah in uns stets die Frau, und wir haben keinen Grund, uns über das Benehmen der Soldaten zu beklagen.“

Die Zeppelein-Nachtkleidung der Londoner. Die Zeppeingefahr hat in England bereits die merkwürdigsten Einrichtungen und Sitten gezeitigt. Die Zahl der Apparate, Einrichtungen und Regeln, die aus der Furcht vor den Besuchen der deutschen Luftkrieger entstanden, ist kaum zu überblicken. Sogar die Mode ist nicht unbeteiligt geblieben, wenn man überhaupt von einer Mode der Nachtkleidung sprechen darf. Wie der Londoner Berichterstatter der Chicagoer „Post“ erzählt, haben die Luftangriffe auf England einen großen Aufschwung in der Erzeugung und dem Verkauf von Schlafanzügen hervorgeworfen. Da man allmählich auf eine Überwachung gefaßt und darauf vorbereitet sein muß, in aller Eile Bett und Haus zu verlassen, wurde die Nachtkleidung den neuen Bedürfnissen angepaßt. Die nächtlichen Lodenwickler der Frauen sind gänzlich aus der Mode gekommen, weil keine Frau sich der Möglichkeit aussetzen will, mit einem Kopf voll Lodenwickler auf die Straße eilen zu müssen. Auch das Nachthemd mußte weichen, dafür aber feiert der Schlafanzug solche Triumphe, daß man die Einfuhr aus Amerika zu Hilfe nehmen muß. Während die Schlafanzüge früher nur von Herren getragen wurden, werden sie nun auch bei den Frauen eingeführt. Natürlich gibt es daher auch bereits besondere Schlafanzug-Moden; die blauen und rosa-roten „weiblichen“ Schlafanzüge erfreuen sich der größten Beliebtheit. So ausgestattet, verbringen die Londonerinnen ihre Nächte, am im Augenblick der Gefahr „gerüstet“ zu sein.

Vom köstlichen Panke-Humor berichtet ein Aufsatz vom Reich Mien im Februarhefte von Vossagen u. Masings Monatsheften. Er sagt den Herren von drüben sehr bittere Wahrheiten. Der Ton des aufgeblasenen Panke ist erstaunlich gut getroffen. Wir greifen auf gut Glück ein paar Zeilen heraus, um liebsten möchte man den ganzen Artikel abdrucken. „Herr, da scheltet Ihr im alten Lande über Morgens Giftgasgranaten und nennt sie „Wilson's Friedensgebete“! Hat Amerika — die Vereinigten Staaten, versteht sich — nicht damit das halbe Gold Europas verdient? Da spotten die Narren, denen wir das Fell über die Ohren ziehen, über die schlechte juristische Vorbildung unserer Clerks — ja, was hilft ihnen denn ihre Gelehrsamkeit? Wir sind das smarteste Volk auf Gottes Erdboden, Herr! Und wir pfeifen auf ihr ganzes Alles, wissen Sie, Herr! Wir sind freie Amerikaner, zur Hölle mit Ihrem alten Krims-frams dort drüben! Was trägt er Ihnen? Herr, in diesem Lande phantasiert man nicht, man rechnet. Bar Geld auf den Tisch: das ist unsere Politik! Fragen Sie Ihre Volkswirte, die Industriellen voran; ha, ha, ich schätze, die werden Bescheid wissen! Freilich, was verstehen Sie davon als lyrischer Dichter? Haben Sie mal was von unserem „Agreement“ mit Deutschland gehört? Was das ist, fragen Sie? Herr, in unserem Lande kennt jeder Zeitungsjunge die Tarifzugeständnisse, die wir Ihnen gemacht haben. Unsere Blätter schreiben und schreiben darüber, gerade weil sie so lächerlich gering sind! Das ist der Witz davon, verstehen Sie? Ihre Ausfuhr exportierte nach dem letzten Abkommen die läppische Summe von 208 168 Dollars jährlich, die unsrige nach Ihren Zugeständnissen 6 664 000 Dollars. Also ein Verhältnis von 2:66; Herr, das ist amerikanische Smartness. Gut ab vor der! Ihr Herr Goldberger, oder wie der Mann hieß, der damals hier war, hat sich, wie man sagt, über verbotenes und diktatorisches Vorgehen unserer Zollämter beschwert und uns Mangel an Wahrhaftigkeit vorgeworfen. Ich verstehe das nicht, Herr! Warum lassen Sie sich anfügen? Uns macht es Spaß! Großen Spaß, Herr! Diktatoren Europas sind wir und wollen wir sein. Aber Frey sind wir nicht, mein Herr; suchen Sie die auf Ihrer Seite!“ — Ist es nicht, als ob man Mark Twain reden hörte?